

WIE DER TANZ MIR "EINE HAND GEGEBEN" HAT

Maria Paola Chiaverini

Diplom in Moderner Literatur an der Universität Bologna

Übersetzt von der Klasse 4Y des Ariosto-Gymnasiums (Ferrara), unter der Leitung der Deutschlehrerin Roberta Bergamaschi

Ein paar Monate nach unserem Kennenlernen gestand mir ein enger Freund, dass es ihm furchtbar peinlich war, als er mich fragte: "Kann ich dir eine Hand geben?" (auf Italienisch bedeutet das: "Kann ich dir helfen?"), weil er dachte, damit einen schweren *Fauxpas* begangen zu haben. Er hatte mich beobachtet, als ich in Schwierigkeiten war, ich erinnere mich nicht einmal mehr, warum. Ich lachte, als er mir davon erzählte, denn ich verbinde die Tatsache, dass ich keine Hand habe, nicht mit dieser Redensart, die sich so anhört, als ob man einem Blinden sagen würde: "Wir sehen uns morgen!".

Wenn ich solche Situationen erlebe, bin ich nicht beleidigt, ich merke es gar nicht, weil ich die Redensart "Kann ich dir eine Hand geben?" häufig selbst verwende. Ich wollte erst schreiben "Willst du mir eine Hand geben?" und indem ich diesen Ausdruck verwende, wird mir bewusst, dass ich es im Laufe der Jahre lernen musste, weil es für mich nicht einfach war, bei Schwierigkeiten um Hilfe zu bitten.

Wenn man mit einem anderen Körperbau als die meisten Menschen geboren wird, merkt man mit der Zeit, dass es Dinge gibt, die man nicht kann. In meinem Fall betrifft die Einschränkung einen bestimmten Aspekt, nämlich die Fingerfertigkeit: Mir ist schnell klar geworden, dass ich niemals Klavier hätte spielen können. Aber dann begriff ich, dass es nicht bei allem so war: Wenn man etwas lernt, lernt man durch Nachahmung. Man zeigt dir die Bewegungen, die nötig sind, um sich die Schuhe zu binden, aber du kannst diese Bewegungen nicht machen, weil du dafür Finger brauchst. Wenn man sich die Schuhe auf diesen Weg nicht binden kann, dann muss man eine andere Art und Weise finden.

Ich habe meine gefunden, und ich habe entdeckt, dass die eigenen Grenzen die Kreativität fördern: Um zum gleichen Ergebnis zu kommen, muss man sich eine andere Lösung ausdenken.

Noch heute sind meine Freunde entzückt, wie ich mir die Fingernägel lackiere.

Und doch hat der Mut, der mich antreibt, meine Grenzen zu überwinden, eine weitere Grenze geschaffen. Schwieriger als mir die Schuhe zu binden oder das Bewusstsein zu schaffen, dass ich nie eine Trapezkünstlerin werden kann (als ich klein war, liebte ich den Zirkus), war zu lernen, die anderen um Hilfe zu bitten, wenn ich etwas nicht konnte. Stolz oder Scham hinderten mich daran, vor anderen einen Mangel zuzugeben, von dem ich wusste, dass er offensichtlich war. Aber wenn ich um Hilfe bat, keine Ahnung, warum, wurde dieser Mangel noch konkreter. Um um Hilfe bitten zu können, musste ich eine erwachsene Frau werden.

Am Ende ist erwachsen zu werden ein Prozess, bei dem es auch um den ästhetischen Aspekt der Körperwahrnehmung geht, und hier wog der Einfluss meiner Behinderung natürlich schwer, zumindest wie ich es erlebte. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Prozess, ganz ähnlich wie

der eines Teenagers mit dem Problem, eine zu große Nase zu haben, zu dick zu sein oder eine Zahnsperre zu tragen. Diese Art von Komplexen schien mir vor allem subjektiv (ok, nicht immer, aber oft), wohingegen mein "Problem" unbestreitbar objektiv vorhanden war. Zweitens schienen mir andere ästhetische Mängel irgendwie korrigierbar, während meiner definitiv nicht korrigierbar war. Auch wenn es ein Widerspruch zu sein schien, ist mir nie in den Sinn gekommen eine Prothese zu tragen: Ich habe immer mein Händchen mit einer Mischung aus Stolz (so bin ich eben, es ist ein Teil von mir, wehe dem, der es anfasst) und unvermeidlichem Abfinden (so ist es eben, ich habe keine andere Wahl) betrachtet.

All diese Gedanken und Empfindungen sind nicht nur auf den Bereich der inneren Reflexion beschränkt, sondern spiegeln sich jeden Tag im Blick der anderen wider. Es ist nicht einfach, mit diesem Blick umzugehen, weil die Reaktionen der anderen außerhalb der eigenen Kontrolle liegen, und manchmal ist es nicht möglich, darauf zu reagieren, weil sie nicht direkt ausgesprochen werden, in den meisten Fällen aus Angst, mich zu beleidigen. Wenn ich zum Beispiel Kinder treffe, fragen sie mich sofort, was mit meiner Hand passiert ist. Ich beantworte ihre Fragen, die oft lustig und überraschend sind. Wenn die Eltern dabei sind, sind ihnen die Fragen ihrer Kinder fast immer zutiefst peinlich, weil sie denken, dass sie mich verletzen. Wenn möglich, antworte ich direkt, indem ich sie in das Gespräch einbeziehe: Es ist schön, wenn es passiert. Die meisten Menschen, die ich treffe, bemerken das Händchen nicht sofort, sondern erst im Laufe des Gesprächs: das entspannt mich und dadurch auch sie.

Unbekannte starren mich hingegen oft nur wortlos an und wenn ich ihren Blick erwidere, schauen sie weg: Hier, vor diesen Augen, fühle ich mich ohnmächtig. Einen Großteil meines Lebens habe ich versucht, mich vor diesen Blicken zu schützen, mich zu verstecken, es so weit wie möglich zu vermeiden, mich zu zeigen, mich vor dem Unbekannten zu verschließen. Zum Glück passieren Dinge im Leben, die einen dazu zwingen, aus sich selbst herauszukommen.

Das erste war die Liebe: Wenn man liebt, kommt man nicht umhin, sich dem anderen mit Leib und Seele nackt zu zeigen, sich einem Menschen in seiner Wahrheit zu zeigen, dessen "Urteil" einem am Herzen liegt. Manchmal ging es gut, manchmal lief es schief, aber Liebe lehrt.

Das zweite war der Tanz, den ich an der Uni in der Form des afrikanischen Tanzes entdeckte. Ich werde mich immer an den Augenblick erinnern, als ich im Tanzsaal Trommeln hörte: Dieser Klang stieß eine Tür in mir auf, und eine Freude, von der ich nicht wusste, dass sie existierte, strömte heraus. Von diesem Moment an begann er mit mir zu leben und überwand fröhlich meine eigenen Vorurteile und meine Ängste. Diese Freude kommt jedes Mal, wenn ich tanze, es ist genau wie der Moment des Verliebenseins: Man ist völlig von dem Gefühl überwältigt, einem ist alles andere egal. Und es ist ein so schönes und starkes Gefühl, dass ich niemandem oder nichts erlauben kann, mir dieses Gefühl zu nehmen, schon gar nicht meiner Angst. Und ich habe keine Angst mehr aufzutreten: Ich *will* auftreten, ich möchte diese Freude mit allen teilen, ich kann sie nicht alleine für mich behalten.

Wenn ich darüber nachdenke, wird mir klar, dass ich wirklich Glück hatte. Wenn ihr mich tanzen seht, braucht ihr nicht zu fragen, ob ich glücklich bin.